

Zeitschrift: Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata

Herausgeber: Association suisse de littérature générale et comparée

Band: - (2022)

Heft: 51: Literarische Glokalisierung = Glocalisation littéraire = Literary glocalization

Artikel: Global und lokal : Sprachen und Übersetzung, Weltliteratur, Weltpoesie, Komparatistik

Autor: Fries, Thomas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thomas Fries

Global und Lokal

Sprachen und Übersetzung, Weltliteratur, Weltpoesie, Komparatistik

Roland Robertson utilise le terme « glocalisation » en vue d'une critique systématique et historique de la « globalisation ». Afin d'appliquer ses réflexions sur la littérature, il faut tenir compte de la différence fondamentale entre nombres (qui se prêtent facilement à la globalisation) et mots (qui s'y refusent ou demandent une traduction souvent difficile) – et par conséquent entre les disciplines se basant sur les nombres et celles se basant sur les mots. Pour Wilhelm von Humboldt, le problème de la traduction (le traduisible et l'intraduisible, compréhension et non-compréhension simultanées) se pose même dans la communication entre personnes parlant la même langue ou le même dialecte. Cette théorie de la langue s'oppose systématiquement à l'idée d'une langue universelle que beaucoup d'auteurs du 18^e siècle et de la Révolution considéraient comme condition préalable du progrès des sciences et de la politique. La comparaison entre les théories linguistiques de Locke et de Rousseau permet d'approfondir et d'élargir cette opposition. L'œuvre de Rousseau sert d'exemple d'une littérature qui s'ouvre sur le monde entier (en s'adressant aux hommes en général) et qui se voit en même temps forcée de se replier dans des mondes beaucoup plus petits et dans une théorie de la pluralité originaire des langues. Il revient à la Littérature comparée de mettre en doute l'idée d'une « littérature globale » en y opposant le fait de la globalité de la poésie : son existence, en langues et poétiques différentes, dans tous les pays et pour tous les individus, indépendamment de toute propagation globale.

L'art de la civilisation tend sans cesse à rendre tous les hommes semblables en apparence et presque en réalité; mais l'esprit et l'imagination se plaisent dans les différences qui caractérisent les nations; les hommes ne se ressemblent entre eux que par l'affectation ou le calcul; mais tout ce qui est naturel est varié.

Germaine de Staël¹

„Glokalisierung“: Sprachen und Literaturen

In seiner provokativen Begriffsklärung versteht Roland Robertson die „Glokalisierung“ als präzisierende Reflexion (oder auch als Verunsicherung) des Begriffs der „Globalisierung“:

¹ Madame de Staël. *Corinne ou l'Italie* [1807]. Œuvres. Hg. Catriona Seth et al. Paris: Gallimard (Pléiade), 2017. S. 1003-1458. Hier S. 1014.

From my standpoint the concept of globalisation has involved the simultaneity and the inter-penetration of what are conventionally called the global and the local, or – in a more general vein – the universal und the particular. [...] [I]t may even become necessary for me (and others) to substitute occasionally the term ‚glocalisation‘ for the contested term ‚globalisation‘, in order to make my, or our, argument more precise.²

Bereits die verallgemeinernde Parenthese dieses Zitats („or – in a more general vein – the universal and the particular“) weist darauf hin, dass von der Verunsicherung global/lokal weitere fundamentale Begrifflichkeiten betroffen sind (z.B. Gesamtheit/Teil, Welt/Kosmos, Raum/Zeit): Es geht um *Vergrößerung und Verkleinerung* des Orientierungsrahmens als wechselseitig aufeinander bezogene Denk- und Sprachprozesse. Auf diskretere Weise zeigt sich auch, dass es bei der *Übersetzung* der englischen Terminologie („universal“/„particular“) in andere Sprachen Verschiebungen gibt. Des Weiteren stellt sich die Frage, wie die Alternative „my, or our, argument“ und damit das ‚wir‘ des wissenschaftlichen Textes zu beurteilen ist, offensichtlich ist da eine solche Vergrößerung bereits wirksam (und sehr häufig). Schließlich stellt Robertson an anderer Stelle in Zweifel, dass es sich bei der ‚Globalisierung‘ um ein spezifisch ‚modernes‘, gar ‚postmodernes‘ Phänomen handelt³ und bietet im Gegenzug einen historischen Entstehungsrahmen für ein Weltbewusstsein zwischen dem „Traum der Aufklärung für eine universale rationale Gesellschaft“⁴ und dem Wiener Kongress mit der internationalen Ordnung, die sich aus diesem ergab. Als Konsequenz werden einerseits die „mächtigen Strömungen der Romantik, welche die Welt durchrauschten“ und andererseits die „industriellen und kommunikationstechnischen Revolutionen“ genannt.⁵

2 Roland Robertson. „Globalisation or glocalisation“ [1994]. *The Journal of International Communication* 18/2 (2012): S. 191-208. Hier S. 196. – Die unmittelbare ökonomische Bedeutung von „glocalisation“ als „micro-marketing“ („diversity sells“) nennt Robertson zwar, ihn interessiert jedoch die „allgemeine Idee“, die im Terminus zum Ausdruck kommt. – Alle Übersetzungen in diesem Text stammen von mir.

3 Vgl. ebd. S. 195: „In any case, we should become much more historically conscious of the various ways in which the deceptively modern, or postmodern, problem of the relationship between the global and the local, the universal and the particular and so on, is not by any means as unique to the second half of the twentieth century as many would have us believe.“

4 Ebd. S. 199. Robertson zitiert hier Benjamin R. Barber.

5 Ebd. S. 201. Hier bezieht sich Robertson auf Paul Johnsons *The Birth of the Modern* (Titel im Text falsch zitiert) und schließt: „[Johnson] raises significant issues concerning the development of consciousness of the world as a whole, which was largely made possible by the industrial and communicative ‚revolutions‘, in the one hand, and the Enlightenment, on the other.“

Robertsons Fragen wie Zweifel und auch sein historisches Argument, die unter dem Titel ‚Glokalisierung‘ eingebracht werden, sind auch für die Literaturwissenschaft relevant. Allerdings muss sie diese Fragen auf der Basis ihrer eigenen Voraussetzungen zu klären versuchen. Die Sprachlichkeit der Begriffe, die beim Versuch der Übersetzung sofort bewusst wird⁶, behandelt Robertson nicht direkt (er spricht von ‚Kommunikation‘), doch für die Beziehung von Teil und Gesamtheit (als Verallgemeinerungen von lokal/global) kommen in verschiedener Terminologie ganz verschiedene Konzepte von ‚Globalisierung‘ zum Ausdruck, deren Nicht-Übereinstimmung Robertson unterstreicht: die Gesamtheit als Summe der Teile oder aber als wechselseitige Bezogenheit (‚interconnectedness‘), wechselseitige Penetration (‚inter-penetration‘), Homogenisierung, Standardisierung, Fusion, Kompression (Verdichtung!) usw. Das Thema (die Gesamtheit als Summe der Teile) entstammt der Mathematik und ist grundlegend für die Ökonomie, die folgenden unabschließbaren Variationen resultieren aus den Begriffsfeldern in und zwischen den Sprachen. Oder ist es umgekehrt: Ist die Gesamtheit als arithmetische Zahl oder als geometrische Figur (Mathematik, Naturwissenschaften, Marktwirtschaft) ein Spezialfall in einem sehr breiten Spektrum von sprachlichen Bezugsmöglichkeiten von Gesamtheit und Teil, Groß und Klein?

Ich möchte im Folgenden – im von Robertson gesteckten historischen Rahmen zwischen Aufklärung (18. Jahrhundert) und Wiener Kongress (1815 und unmittelbare Folgezeit) – zuerst auf den Unterschied von Zahlen und Wörtern bzw. von Gleichung und Vergleichung eingehen und diesen Unterschied mit der Gegenüberstellung einer universalistisch ausgerichteten Sprachtheorie (Locke im Anschluss an Newton) und einer poetischen Theorie der Sprachen (Rousseau) vertiefen. Abschließend werde ich die Begriffe ‚Weltliteratur‘ und ‚Weltpoesie‘ unterscheiden und verstreut einige Hinweise zur Geschichte der Komparatistik geben, für welche diese Fragen eine identitätsstiftende Bedeutung haben.

Zahlen und Wörter, Gleichungen und Vergleichen

Ein flüchtiger Blick auf die einzelnen Bereiche der Universität zeigt, dass die Globalisierung in jenen Bereichen, die vorwiegend mit Zahlen und Gleichungen operieren (Mathematik, Physik, Statistik, angewandte Ökonomie usw.), kein grundsätzliches Problem darstellt. Eine mathematische Operation

6 Vgl. dazu den Artikel „Welt“ (Pascal David) und darin (*encadré*) die Ausführungen von Barbara Cassin zu „kosmos“ und „tout et ensemble“. Hg. Barbara Cassin. *Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des intraduisibles*. Paris: Robert, 2004. S. 1390-1396.

gilt überall auf der Welt, und Einsteins Formel für die Äquivalenz von Masse und Energie ($E = mc^2$) nicht nur global, sondern auch kosmologisch. Ja, man könnte sagen, dass die Dimensionen des sehr Großen (wie aber auch des sehr Kleinen) für die Menschen überhaupt nur durch Zahlen zugänglich sind. Nimmt man beides zusammen (die allergrößte und die allerkleinste Dimension), steht der Mensch wieder irgendwo in der Mitte, vor seinem Schreibtisch mit einem kriechenden Marienkäfer und dem Blick zum Fenster hinaus ins Weite. Das Vermögen, in übergroßen Mengen denken, diese erfassen und mit ihnen vielfältig handeln zu können, begründet den Fortschritt, dessen ungeheure Ausdehnung und Ambivalenz (Produktion und Zerstörung) an dieser Stelle nicht begründet werden müssen. Alles Einzelne ist darin nur von relativer, oft verschwindender Bedeutung.

Mit jenen Bereichen, die auf Wörter angewiesen sind (Recht, Theologie, Politologie, Philologie, Geschichte usw.), verhält es sich anders, sie basieren nicht auf Gleichheit, sondern auf Differenz und Vergleichung, oft schon im Kleinsten: im einzelnen Wort wie beim einzelnen Sprecher. Wilhelm von Humboldt schreibt in der ersten Einleitung zum Kawiwerk:

Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird noch einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dass die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur *vergleichungsweise* eine solche ist, dass aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit, und dies erst vollendet den Begriff. Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle Einzelnen in ihr, wie wir gleich im Folgenden sehen werden, ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt wirklich jeder Mensch seine eigne. *Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wenn man die Sprache mit dem beweglichsten aller Elemente vergleichen will, durch die ganze Sprache fort.* Bei jedem Denken und Empfinden kehrt, vermöge der Einerleiheit der Individualität, dieselbe Verschiedenheit zurück, und bildet eine Masse aus einzeln Unbemerkbarem. *Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen*, eine Wahrheit, die man auch im praktischen Leben trefflich benutzen kann, *alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.*⁷

Für Humboldt unterscheiden sich somit nicht nur verschiedene Sprachen (und die ‚Nationen‘, als Sprachgemeinschaften verstanden), sondern auch

⁷ Wilhelm von Humboldt. „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus“ [1827-1829], *Gesammelte Schriften*. Bd. VI/1. Hg. Albert Leitzmann. Berlin: Behr 1907. S. 111-303. Hier S. 182f. [meine Hervorhebungen]. – Vgl. grundlegend dazu Hans-Jost Frey. „Übersetzung und Sprachtheorie bei Wilhelm von Humboldt“ [1997]. Ders. *Die Autorität der Sprache*. Lana/Wien/Zürich: Howeg, 1999. S. 121-146.

jede Sprache in Bezug auf ihre Sprecher: Jeder Mensch hat seine eigene Sprache (Dialekt, Soziolekt, Idiolekt), die sich wiederum aus und in dem Gegensatz zur Allgemeinsprache bildet und auf diese mit jeder Abweichung in Reden und Verstehen einwirken kann. Sprache entsteht, besteht und vergeht fortlaufend, „Nicht-Verstehen“ und „Auseinandergehen“ sind für diesen Vorgang (der Entwicklung der Sprache wie der Sprache des Einzelnen) konstitutiv. Insofern stehen die Wörter in Bezug auf ihren Gebrauch durch die Sprecher nicht in einem Verhältnis der Gleichheit bzw. Ungleichheit (wie die Zahlen), sondern der Vergleichbarkeit bzw. Unvergleichbarkeit. Anders als die Zahlen, die von der Gleichheit ausgehen ($1 = 1$), sind die Wörter bereits sich selbst nicht gleich, sie sind, um Humboldts Ausdrucksweise zu gebrauchen, nur „vergleichungsweise“ gleich, also gleich, ähnlich und ungleich *im Modus des Vergleichs*. Das Ganze ist in diesem sprachlichen Vorgang des Verstehens und Nicht-Verstehens gleichsam immer nur in der Erweiterung (im „beweglichsten aller Elemente“) gegeben.

Die Reflexion auf die Praxis des Vergleichs nenne ich, mit einem Terminus, der im Englischen und in den romanischen Sprachen schon häufiger verwendet wird, *Komparatismus*.⁸ Dieser hat weitreichende historische Wurzeln⁹ und bestimmt als allgemeines Verfahren maßgeblich ganz verschiedene Bereiche von Wissenschaft und Kultur – eben all jene, die primär auf Wörter angewiesen sind. Die Komparatistik behandelt den Komparatismus in den Bereichen von Sprachen und Literaturen.

Ganz im Gegensatz dazu befinden sich jene Sprachphilosophien der Aufklärung, die sich am „Traum einer perfekten Sprache“¹⁰ orientieren. Wie andere Philosoph(inn)en und Wissenschaftler des 17. Jahrhunderts verfolgte auch der junge Newton, frustriert über „das Verschiedene und das Willkürliche“ von Sprachen und Dialekten, in Oxford das Projekt „Of an Universall [sic] Language“.¹¹ Universal bis heute wurden dann freilich

8 Vgl. dazu Renaud Gagné. „Introduction: Regimes of Comparatism“. *Regimes of Comparatism. Frameworks of Comparatism in History, Religion and Anthropology*. Hg. Renaud Gagné et al. Leiden: Brill, 2019. S. 1-17. Hier S. 1: „Comparatism is reflexive comparison. All societies make comparisons; but comparatism includes a reflection on the process of comparison, a recognition of the ordering of knowledge that comparison entails.“

9 Vgl. dazu Anthony Grafton. „Comparisons Compared. A Study in the Early Modern Roots of Cultural History“. Ebd., S. 18-48.

10 Umberto Eco. *La ricerca della lingua perfetta nella cultura europea*. Roma-Bari: Laterza, 1993. S. 315.

11 Vgl. Ralph W. V. Elliot. „Isaac Newton's ‚Of an Universall Language‘“. *Modern Language Review* 52/1 (1957): S. 1-18. (Die Wiedergabe von Newtons Manuskript S. 9-18, die zitierte Stelle am Anfang.) – Vgl. dazu John Maxwell Coetzee. „Newton and the Ideal of a Transparent Scientific Language“. *Journal of Literary Semantics* 11/1 (1982): S. 3-13. Vgl. allgemein zum Projekt der Universalsprache

seine *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica* (1687), in Lateinisch als der damals universalen Gelehrtensprache der *Res publica litteraria* abgefasst.¹² John Lockes drei Jahre später publiziertes Werk *An Essay Concerning Human Understanding* postuliert im Kap. II/4 „Of Number“ die Einheit der Zahl Eins als einfachste und wahrhaft universale Grundidee, aus der sich, auf der Basis von mathematischen Prinzipien, alle weiteren ‚Ideen‘ deduzieren ließen:

Amongst all the *ideas* we have, as there is none suggested to the mind by more ways, so there is none more simple, than that of *unity*, or one; it has no shadow of variety or composition in it; every object our senses are employed about, every idea in our understandings, every thought of our minds, brings this *idea* along with it. And therefore it is the most intimate to our thoughts, as well as it is, in its agreement to all other things, the most universal *idea* we have. For number applies itself to men, angels, actions, thoughts: everything that either doth exist, or can be imagined.

By repeating this idea in our minds, and adding the repetition together, we come by the *complex* ideas of the *modes* of it. Thus, by adding one to one, we have the complex idea of a couple; by putting twelve units together, we have the complex *idea* of a dozen; and of a score, or a million, or any other number.¹³

Lockes sprachliche Formulierung der Induktion und Deduktion des Zahlensystems (Fortfahren mit der Erzählung, Orientierung am Kompass der Sprache) weist aber implizit bereits auf die Schwierigkeiten bei der Übertragung des Zahlenmodells auf die Sprache hin:

So that he that can add one to one, and so to two, and so go on with his tale, taking still with him the distinct names belonging to each progression, and so again, by subtracting an unit from each collection, retreat and lessen them, is capable of all the *ideas* of numbers, within the compass of his language, or for which he hath names, though not perhaps, of more.¹⁴

im 17. Jahrhundert: Eco. *La ricerca della lingua perfetta* (wie Anm. 10). S. 224-313 (= Kap. 10-14); John Harold Leavitt. *Linguistic Relativities. Language Diversity and Modern Thought*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010. S. 30-53 (= Kap. 2).

12 Zur Textualität der *Principia* vgl. Coetzee. *Newton and the Ideal of a Transparent Scientific Language* (wie Anm. 10).

13 John Locke. *An Essay Concerning Human Understanding* [1690]. Hg. John W. Yolton. London: Dent, 1972. 2 Bände. Bd. I. S. 167.

14 Ebd. S. 169.

Im Gegensatz zum kurzen Kapitel „Of Number“ beanspruchen dann die Ausführungen zu den „Words“ ein ganzes Buch (III, Kap. 1-11).¹⁵ In diesem nehmen „Unvollkommenheit“ und „Missbrauch der Wörter“ einen zentralen Platz ein¹⁶ und formulieren das zentrale Anliegen von Locke, nämlich ein Programm zur Berichtigung der Sprache in ihrer Anwendung: „Of the Remedies of the Forgoing Imperfections and Abuses“ (Kap. III/11), mit einer Reihe von Forderungen und Empfehlungen. Lockes (im Anschluss an Newton) formulierte Annahme eines idealen Zeichensystems der Zahlen und eines defizitären und immer wieder der Berichtigung bedürftiger der Wörter prägt die eine Linie des (sprach)philosophischen Denkens des 18. Jahrhunderts – und natürlich weit über dieses Denken hinaus, wenn man nur etwa die Zahlengläubigkeit vieler sozialwissenschaftlicher Untersuchungen bedenkt. Die Vorstellung eines zu perfektionierenden Sprachgebrauchs prägt auch die meisten Sprachartikel der *Encyclopédie*.¹⁷

Auf drei Aspekte, die im bisher Gesagten gewissermaßen nur nebenbei zur Sprache kamen, im Hinblick auf die Komparatistik aber wichtig sind, sei besonders hingewiesen.

(1) Humboldt versteht ‚Nation‘ als Sprachgemeinschaft; dieses Verständnis liegt dem 18. Jahrhundert viel näher als der Zeit nach 1815, als ‚Nation‘ und ‚Staat‘ immer mehr ineinander verschmelzen.¹⁸ Die Nationalsprachen entwickeln im 18. Jahrhundert eine stärkere Ausdrucksfähigkeit auch für wissenschaftliche Texte (was sich schon im Gegensatz zwischen Newtons Latein und Lockes Englisch zeigt), das Französische kann das Lateinische nur sehr bedingt als neue Gelehrten-Universalsprache ablösen. Damit treten die Nationalsprachen in verschiedenen Bereichen in ein Verhältnis von Parallelität, Differenz, Konkurrenz, Komplementarität usw. An die Stelle des älteren (zeitlichen) Vergleichens von *Anciens* und *Modernes* tritt immer mehr der (räumliche und simultane) Vergleich zwischen den Nationalsprachen Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch.

(2) Die *Res publica litteraria* des 16. und 17. Jahrhunderts verstand sich mit dem Latein als ideale internationale Gemeinschaft, durchaus mit politischen Prinzipien.¹⁹ Reinhart Koselleck und Jürgen Habermas haben

15 Ebd. Bd. II. S. 9-120.

16 Vgl. ebd. Bd. II. S. 76-105: „Of the Imperfection of Words“ (= Kap. III/9), „Of the Abuse of Words“ (= Kap. III/10). Zum Missbrauch der Wörter zählt Locke auch deren figurativen Gebrauch.

17 Vgl. Eco. *La ricerca della lingua perfetta* (wie Anm. 10). S. 289-313 (= Kap. 14: „Da Leibniz all’*Encyclopédie*“).

18 Humboldt versteht zum Beispiel die Basken als eine ‚Nation‘, aufgeteilt in zwei Gebiete, die zum spanischen bzw. französischen ‚Staat‘ gehören.

19 Vgl. dazu die Proklamation von Pierre Bayle zu der von ihm geschaffenen Zeitschrift *Nouvelles de la République des Lettres* (Bd. I. Amsterdam: Henry Desbordes, 1684).

eindrücklich gezeigt, wie diese (geheimen) Parallelstaaten zu Trägern der politischen Ideen der Revolution wurden.²⁰ Die Institutionen der *Res publica litteraria* sind im 18. Jahrhundert unter anderem die *Coffee-Houses* und *Clubs* in England und die Gelehrtenrepublik in Deutschland, vor allem aber die *Salons* in Frankreich und später in Berlin, die unter der Ägide einer Frau standen und damit die ausschließlich männlich besetzte *Repubblica litteraria* für die Frauen öffneten.²¹ Im *Salon* werden Ideen gemeinsam entwickelt, es entsteht ein personales Bezugsnetz, in welchem nicht nur Ideen, Konzepte und Disziplinen in einen auf Vergleichen basierenden Wettstreit treten, sondern auch deren Träger(innen). Der von berühmten Frauen angebotene Salon bringt an fixen Orten und Wochentagen alle bedeutenden Intellektuellen der französischen Aufklärung zusammen. Er ist von der Kunst der Konversation geprägt – und unterscheidet sich damit grundsätzlich von der intellektuellen Arbeitsweise an der Universität.

(3) Die Idee einer *Universalsprache* tritt gegenüber der Vorstellung der zu perfektionierenden Sprache in den Hintergrund und wird im 18. Jahrhundert von weniger renommierten Autor(inn)en vertreten als in der Zeit davor.²² Von Bedeutung sind jedoch die Erfindung der Gebärdensprache für die Taubstummen durch den Abbé de l'Épée nach 1770 und das Projekt des Marquis de Condorcet im Anhang seiner *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* (1794).²³ Beide Projekte erlangen Bedeutung im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Französischen Revolution nach einer Vereinheitlichung der Sprache (Französisch oder Universalsprache) im Zeichen des Fortschritts und der Universalisierung.²⁴ Der Ursprung der Komparatistik ist im direkten Gegenzug zu diesen Bestrebungen zu verstehen.

Den ‚universalistischen‘ Theorien der Sprachregulierung stellen sich im 18. Jahrhundert die Theorien der sprachlichen Relativität (der Unübersetzbarkeit der einzelnen Sprachen) entgegen, vertreten u. a. durch Vico, Lamy, Condillac, Rousseau, Hamann und Herder. Diese stellen das Primat des Denkens gegenüber den Sprachen und damit deren Beherrschbarkeit in

20 Vgl. Reinhart Koselleck. *Kritik und Krise. Eine Studie zur Parthogenese der bürgerlichen Welt* [1959]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973; Jürgen Habermas. *Strukturwandel der Öffentlichkeit* [1962]. Neuwied: Luchterhand, 1965.

21 Vgl. Dena Goodman. *The Republic of Letters. A Cultural History of the French Enlightenment*. Ithaca: Cornell University Press, 1994.

22 Vgl. Eco. *La ricerca della lingua perfetta* (wie Anm. 10). S. 289-313.

23 Präsentation durch: Gilles Gaston Granger. „Langue universelle et formalisation des sciences. Un fragment inédit de Condorcet“. *Revue d'histoire des sciences et de leurs applications* 7/3 (1954): S. 197-219.

24 Vgl. Sophia A. Rosenfeld. „Universal Languages and National Consciousness during the French Revolution“. Hg. David A. Bell et al. *La Recherche Dix-huitième / Eighteenth-Century Research*. Paris: Champion, 1999. S. 119-131.

Frage. Man könnte (nicht nur vom Ursprung her, der in der Poesie gesehen wird) von einer poetischen Sprachtheorie sprechen.²⁵ Ich will sie mit Rousseau zur Darstellung bringen.

Rousseau: global und lokal, Schweiz und Welt

Der Gegensatz von ‚lokal‘ und ‚global‘ und dessen Vermittlung prägt Rousseaus weltberühmte Werke zwischen 1749 und 1762 durchgehend. Seine zweite preisgekrönte Abhandlung, der *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (1754)²⁶ beginnt mit einem „feierlichen dreifachen Portikus“²⁷ von Widmung, Vorwort und Exordium.²⁸ Die Widmung richtet sich an die République de Genève“ (die Rousseau 26 Jahre zuvor verlassen hatte), das Vorwort definiert für die Abhandlung eine anthropologische Grundlage (die Untersuchung der „constitution humaine“) und eine Zielsetzung („faire naître notre bonheur des moyens qui semblaient devoir combler notre misère“), und das Exordium wendet sich schließlich direkt an *den Menschen*: „O Homme, de quelque contrée que tu sois, quelques soient tes opinions: voici ton histoire telle que j'ai cru la lire, [...]“. Die kühne Anrede an *den Menschen* als globales Gattungswesen ist geerdet im Ort seiner Herkunft und im Bekenntnis zur republikanischen Verfassung der Stadt Genf.²⁹ Und das stolze „citoyen de Genève“ hat Rousseau, um seinem „Vaterland Ehre zu machen“³⁰, für weitere Werke, die er zwischen 1749 und

25 Vgl. dazu Frey. Übersetzung und Sprachtheorie (wie Anm. 7). S. 11: „Es gibt aber Redehaltungen, welche, anders als die wissenschaftliche, die letztliche Unbeherrschbarkeit der Sprache durch das Denken nicht abwehren, sondern auf die Autonomie des Denkens verzichten und es in irgendeinem Maße der Autorität der Sprache anvertrauen. Das geschieht nirgends offener und stärker als in der Dichtung.“

26 Jean-Jacques Rousseau. *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. Œuvres complètes [im Folgenden als OC]. Hg. Bernard Gagnebin et al. Paris: Gallimard (Pléiade), 1959-1995. Bd. III. S. 109-223.

27 Jean Starobinski in seiner Einleitung zum Text des *Discours* (ebd., S. XLII-LXXI, hier S. LII).

28 Vgl. OC. Bd. III. S. 111-121, 122-127 und 131-133.

29 Dass Rousseau den damals aktuellen Zustand der Republik nicht richtig einschätzte und nach der angeordneten Verbrennung des *Contrat social* und des *Émile* in Paris und Genf später schließlich selbst auf sein Bürgerrecht verzichtete, spielt hier keine Rolle. Vgl. Marcel Raymond: „Rousseau et Genève“. Hg. Samuel Baud-Bovy et al. *Jean-Jacques Rousseau*. Neuchâtel: Baconnière, 1962. S. 225-237.

30 So im zweiten Vorwort zur *Nouvelle Héloïse* (OC. Bd. II. S. 133), dort allerdings scheinbar negativ, weil mit dem Liebesroman keine Ehre zu machen sei.

1762 „von dem Menschen, an die Menschen“³¹ geschrieben hat (die beiden *Discours, Du contrat social*) verwendet. Die globalisierende Anrede an die Menschheit und das Schrifttum mit globalem Anspruch auch in zeitlicher Hinsicht (Menschheitsgeschichte) brauchen eine lokalisierende Erdung, und die Erdung in Genf setzt ein relativierendes Modell in die Diagnose der immer weiter zunehmenden Ungleichheit als globales Prinzip dieser Geschichte, die Rousseau nicht weniger konsequent vertritt als der moderne Ökonom.³²

Im späteren *Essai sur l'origine des langues*³³ führt Rousseau diese zunehmende historische Schieflage auf eine kosmologische Ursache zurück (mit der Ekliptikschiefe der Erde) und setzt die Weltachse (als ‚globe‘) in einen Gegensatz zur Achse des Universums (‚univers‘): Die zunehmende Neigung der Erdachse gegenüber der Erdbahn (als Achse des Universums)³⁴ bewirkt neben dem Jahreszeitenwechsel Klimaveränderungen, Migrationsbewegungen und Selbstzerfleischung unter den Menschen – aber auf der anderen Seite auch Menschenverbindung in Liebe und Fest. Diese Steigerungsmöglichkeiten im Guten wie im Schlechten heben die Sprache über die Kommunikation hinaus (die, so Rousseau, auch ohne Wörter möglich und manchmal wirksamer ist) und verbinden sie mit der Musik.³⁵

Rousseau ist nicht nur Schweizer Weltautor in dem Sinne, dass er sich, aus der Schweiz (Genf) heraus, auf die Menschheit in der ‚Welt‘ (‚monde‘, ‚globe‘) im Universum bezieht und von allen Schweizer Autor(inn)en die größte Verbreitung in der ‚Welt‘ hat, sondern auch in dem Sinne, dass seine

31 „C'est de l'homme que j'ai à parler, et la question que j'examine m'apprend que je vais parler à des hommes [...]“ (OC. Bd. III. S. 131) „Quand j'ai tâché de parler aux hommes [...]“ OC. Bd. II. S. 17.

32 Vgl. Erik S. Reinert. *How Rich Countries Got Rich ... and Why Poor Countries Stay Poor*. London: Constable, 2007.

33 OC. Bd. V. S. 371-429.

34 Vgl. ebd. S. 401: „Celui qui voulut que l'homme fut sociable toucha du doigt l'axe du globe et l'inclina sur l'axe de l'univers. À ce léger mouvement je vois changer la face de la terre et décider la vocation du genre humain [...]“ – Diese Verbindung noch deutlicher im Fragment „L'influence des climats sur la civilisation“. OC. Bd. III. S. 529-533. Hier S. 531: „Si l'écliptique se fût confondu avec l'équateur, peut-être n'y eût il jamais eu d'émigration de peuple, et chacun, faute de pouvoir supporter un autre climat que celui où il était né, n'en serait jamais sorti.“

35 Der vollständige Titel des *Essai* lautet: *Essai sur l'origine des langues où il est parlé de la mélodie et de l'imitation musicale*. Analog zu den drei rhetorischen Stilebenen (*genus humile, medium, sublime*) gibt es die dreifache Wirkungsmöglichkeit der Musik als reines Geräusch, als gefälliger Klang und als mitreißende Melodie: Die Begeisterungsfähigkeit verbindet poetische Sprache und Musik allgemein – aber auf je verschiedene Weise in den einzelnen Sprachen und Völkern und für die einzelnen Menschen (was die eine begeistert, ist für den anderen lediglich Geräusch usw.).

zentralen Schriften von 1750 bis 1762 immer wieder prospektiv zeigen, was das Wesen der Schweiz ausmacht. Groß und Klein stehen bei ihm in einem steten gespannten Wechselbezug, und die zunehmende Reduktion auf sich selbst, die Rousseau nach seinen Schriften „an die Menschen“ auf einer „kleinen Insel“ als einzigartiges Gesetz seines Lebens erkennt³⁶, ist die Kehrseite der gewagten Wendung an die Menschheit.

Die beiden Romane Rousseaus behandeln den Gegensatz Kleinraum vs. große Welt auf andere Weise – und zeigen nebenbei, dass die Gattung des Romans das, was Robertson ‚interconnectedness‘ und ‚inter-penetration‘ von global und lokal nennt, auf ideale Weise vorführen kann, allein schon durch die Zoomwechsel des Erzählers. Den Liebesroman *Julie ou La nouvelle Héloïse* schrieb Rousseau für die Menschen auf dem Lande, damit sich diese ihres Lebens an Ort erfreuten und dem Drang zur Großstadt Paris widersetzen (die Verstädterung wird bereits als großes soziales und kulturelles Problem gesehen) – tatsächlich hatte der Roman aber in Paris seine größten Erfolge und löste mit den in die Liebesbriefe eingewobenen Landschaftsschilderungen und des *Elysée* von Clarens eine ungeahnte Begeisterung für den Genfersee und die Schweizer Alpen aus, die den Keim für den Tourismus in die Schweiz legten.

Im Bildungsroman *Émile ou de l'éducation* wiederum kann Émile erst ‚citoyen‘ werden und die Liebe zur Heimat verstehen, nachdem er auf einer Weltreise erfahren hat, dass es nirgendwo in der Welt eine gute politische Ordnung gibt. Doch diese Heimat nach der Reise durch die Welt und der Wahrnehmung des politischen Elends überall ist – ein Asyl!³⁷ Auch für Rousseau selbst geht die Rückkehr zum Kleinen (Lokalisierung aus der Globalisierung) zum immer Kleineren (Genf, Clarens, die St. Petersinsel, das Ich allein in der Welt).³⁸ Eines seiner letzten Werke ist für einen einzelnen Menschen bestimmt, ein kleines Mädchen, das die Welt der Blumen kennenlernen möchte.³⁹ Der geerdete, selbstreflektierte globale Anspruch zieht sich auf die *autopoiesis* zurück, mit einem Ich und einem impliziten Du.

36 Vgl. den Anfang der *Cinquième Rêverie*, auf der St. Petersinsel: „Cette petite île [...] est peu connue, même en Suisse. Cependant elle est très agréable et singulièrement située pour le bonheur d'un homme qui aime à *se circonscrire*; car quoi que je sois peut-être *le seul au monde* à qui sa destinée en ait fait une loi [...]“ OC. Bd. I. S. 1040 [meine Hervorhebungen].

37 Vgl. OC. Bd. IV. S. 867: „S'il y a du bonheur sur la terre, c'est dans l'asile où nous vivons qu'il faut le chercher.“

38 Vgl. den berühmten Anfang der *Rêveries du promeneur solitaire*: „Me voici donc seul sur la terre ...“ OC. Bd. I. S. 995.

39 Jean-Jacques Rousseau. *Huit lettres élémentaires sur la botanique à Madame Delessert* [1771-1774]. Paris: Mercure de France, 2002. (Botanische Briefe an Madeleine-Catherine Delessert (1771-1774), mit einem Herbarium, alles für deren Tochter Manon bestimmt.)

Sprachen, Vergleichen, politische (Un)Ordnung, das Wort ‚Mensch‘

Während die beiden Romane rasch berühmt wurden, blieb Rousseaus posthume Schrift *Essai sur l'origine des langues* (ca. 1763) lange Zeit unbeachtet⁴⁰ – um dann allerdings nach 1960 intensiv diskutiert zu werden. Vorher kannte man eigentlich nur Rousseaus relativ kurze Ausführungen zur „Zwickmühle mit dem Ursprung der Sprachen“⁴¹ im zweiten *Discours*, die selbst an Condillacs *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746) anschließen und fälschlicherweise mit dessen Position identifiziert wurden.⁴² Bemerkenswert ist allerdings, dass Rousseau hier von der Pluralität der Sprachen bereits im Ursprung ausgeht (und nicht von einem Ursprung der Sprache) und den sprachlichen Entwicklungsprozess noch stärker in der (Er)Findung der Sprache durch das Kind als in der Vorgabe durch die Mutter (Eltern) sieht:

Remarquez encore que l'enfant ayant tous ses besoins à expliquer, et par conséquent plus de choses à dire à la mère que la mère à l'enfant, c'est lui qui doit faire les plus grands frais de l'invention, et que la langue qu'il emploie doit être en grande partie son propre ouvrage ; ce qui multiplie autant les langues qu'il y a d'individus pour les parler [...]. [C]ar de dire que la mère dicte à l'enfant les mots dont il devra se servir pour lui demander telle ou telle chose, cela montre bien comment on enseigne des langues déjà formées, mais cela n'apprend point comment elles se forment.⁴³

Das ist, jetzt aus der Perspektive der Sprachentwicklung beim Kind gesehen, Humboldts *dissémination*, von der wir ausgegangen sind. Es gibt nicht nur das Problem der verschiedenen Sprachen (mit Übersetzbarkeit

40 Zur Text- und Editionsgeschichte vgl. Jean Starobinskis Kommentar in: OC. Bd. V. S. CLXIV-CCIV; in diesem Kommentar wird allerdings die Diskussion nach 1967 (Derrida, *De la Grammatologie*) eher ungnädig behandelt.

41 OC. Bd. III. S. 146-151. Hier S. 146. Der doppelte „embarras“ besteht darin, dass die Entstehung einer Gesellschaft das Medium der Sprache voraussetzt, das Entstehen der Sprache wiederum das Bestehen einer minimalen Sozialstruktur. Dasselbe mit dem Denken: „Neue und noch größere Schwierigkeit! Denn wenn die Menschen die Rede [*la parole*] brauchten, um denken zu lernen, so mussten sie noch mehr denken können, um die Kunst der Rede zu finden.“ Ebd. S. 147.

42 Vgl. den Kommentar von Jean Starobinski in: OC. Bd. III. S. 1322f. – Condillacs spätere Sprachtheorie im *Cours d'études pour l'instruction du prince de Parme* (1775) nimmt implizit einige von Rousseaus Einwänden im zweiten *Discours* auf (Erlernen der Sprache durch das Kind) und steht damit Rousseaus Sprachtheorie viel näher.

43 OC. Bd. III. S. 147.

und Unübersetzbarkeit), diese Verschiedenheit ist in jeder Sprache selbst angelegt und das Übersetzungsproblem somit auch für die Einzelsprache und den einzelnen Menschen gegeben. Sprachfindung ist Übersetzung des zunächst Unübersetzbaren. Reflektierte Sprache entsteht nicht aus Gleichsetzung, sondern aus dem Vergleichen. Und Vergleichen assoziiert (im Französischen): Steigerung (*degrés de comparaison: positif, comparatif, superlatif*). Durch diese Steigerung aus dem Vergleichen entsteht erst das spannungsreiche Wechselverhältnis von Groß und Klein, von Global und Lokal. Dies verdeutlicht Rousseaus spätere Erklärung der Sprachentwicklung des Kindes im *Essai sur l'origine des langues*⁴⁴:

Celui qui ne s'imagine rien ne sent que lui-même.

La réflexion naît des idées comparées, et c'est la pluralité des idées qui porte à les comparer. Celui qui ne voit qu'un seul objet n'a point de comparaison à faire. Celui qui n'en voit qu'un petit nombre et toujours les mêmes dès son enfance ne les compare point encore, parce que l'habitude de les voir lui ôte l'attention nécessaire pour les examiner ; mais à mesure qu'un objet nouveau nous frappe nous voulons le connaître, dans ceux qui nous sont connus nous cherchons des rapports; c'est ainsi que nous apprenons à considérer ce qui est sous nos yeux, et ce qui nous est étranger nous porte à l'examen de ce qui nous touche.⁴⁵

Damit ist auf andere Weise ausgesprochen, dass es die Konfrontation mit dem Fremden und vielleicht weit Entfernten ist, welche zur Entwicklung des Eigenen führt ‚zur Prüfung‘ dessen, was ‚vor unseren Augen liegt‘. Instrukтив sind in diesem Zusammenhang im Kapitel III des *Essai* „Que le premier langage dut être figuré“ die ersten Nomina für den Menschen selbst; das spontan gefundene Nomen ist eine Metapher und das spätere eine Metonymie (Synekdoche):

Un homme sauvage en rencontrant d'autres se sera d'abord effrayé. Sa frayeur lui aura fait voir ces hommes plus grands et plus forts que lui-même : il leur aura donné le nom de *Géants*. Après beaucoup d'expériences il aura reconnu que ces prétendus Géants n'étaient ni plus grands ni plus forts que lui, leur stature ne convenait point à l'idée qu'il avait d'abord attaché au mot de Géant. Il inventera donc un autre nom commun à eux et à lui, tel, par exemple, que le nom d'*homme*, et laissera celui de Géant à l'objet faux qui l'avait frappé durant son illusion.⁴⁶

44 OC. Bd. V. S. 371-429.

45 Ebd. S. 396.

46 Ebd. S. 381. – Vgl. dazu Paul de Man. „Theory of Metaphor in Rousseau's *Second Discourse*.“ *Studies in Romanticism* 12/2 (1973): S. 83-114.

Im ersten spontanen Nomen ‚Géant‘ verdeckt die Figuration aus der Angst vor dem anderen (als natürliche Vorsichtsmaßnahme) die tatsächliche körperliche Gleichheit dieser zwei Menschen, im zweiten das gemeinsame ‚homme‘ mit der Gleichsetzung die stets verbleibende Ungleichheit zwischen den Menschen (und sei es nur jene zwischen ‚hommes‘ und ‚femmes‘), die zu größter Vorsicht raten müsste.⁴⁷ Die ständige Wechselbewegung von Expansion und Reduktion, von Verallgemeinerung und Vereinzelung ist in der *Figuralität der Sprache* (Rhetorik) a priori angelegt, und diese ist nicht etwa ein Sonderfall der poetischen Rede (als den ihn die Universalsprache eliminieren möchte oder müsste), sondern ständiges, allerdings oft nicht beachtetes Prinzip.

Im letzten Kapitel des *Essai*, „Rapports des langues aux gouvernements“, deutet Rousseau die politischen Konsequenzen an (es besteht eine Verwandtschaft zwischen Sprach- und Regierungsform) und schließt mit einem Plädoyer für sonore Sprachen und öffentliche Rede. Er unterstreicht den fragmentarischen Charakter des *Essai*, in der Hoffnung, dass aus ihm vielleicht „vertiefere Überlegungen“ folgen könnten.⁴⁸ Der politische Zusammenhang erhellt sich an anderer Stelle, nämlich in einer später gestrichenen Ausführung der ersten Fassung des *Contrat social*. Es geht darin um die Frage, warum der Sozialpakt nur für einzelne Nationen (als Sprachgemeinschaften verstanden) gelten soll und nicht für die ganze ‚Menschheit‘ (wobei diese als vage ‚Idee‘ eines Kollektiven bezeichnet wird, gerade nicht als tatsächliche ‚Union‘, wie sie die ‚Systeme der Philosophen‘ suggerierten:

Il est certain que le mot de *genre humain* n’offre à l’esprit qu’une idée purement collective qui ne suppose aucune union réelle entre les individus qui le constituent ; [...]. Si la société générale existait ailleurs que dans les systèmes des philosophes, [...], [i]l y aurait une langue universelle que la nature apprendrait à tous les hommes et qui serait le premier instrument de leur mutuelle communication.⁴⁹

Daraus resultiert unter anderem Rousseaus bekannte Bevorzugung der kleinen politischen Einheit, besser gesagt: der politischen Durchlässigkeit von unten nach oben und oben nach unten zwischen Individuum, Gemeinde, Kanton und Staat. Dieses Gefüge erreicht, könnte man mit Rousseau folgern, irgendwo eine Grenze der Beziehbarkeit von Groß und Klein.⁵⁰ Was darüber

47 Die Gleichsetzung wird auch vom klingenden Wortspiel „nom d’homme“ unterwandert.

48 OC. Bd. V. S. 428f.

49 OC. Bd. III. S. 283f.

50 Die anerkannt mehrsprachige Schweiz gab es zu Rousseaus Zeit noch nicht – aber als es sie dann mit der Helvetik und in den späteren Verfassungen

hinausgeht, behandelt Rousseau in den (wohl notwendig) fragmentarischen Versuchen zum Projekt des ewigen Friedens des Abbé de Saint-Pierre.⁵¹

Weltliteratur

Rousseaus Werk (gesellschaftstheoretisch im bereitesten Sinn, sprachtheoretisch, poetisch) ist im 18. Jahrhundert ein eindruckliches Beispiel für ein zwischen ‚global‘ und ‚lokal‘ extrem aufgespanntes, oszillierendes Schrifttum, das dem ‚Traum der Aufklärung für eine universale rationale Gesellschaft‘ (Robertson mit Barber) einerseits übernimmt und andererseits einer radikalen Kritik unterzieht. ‚Literatur‘ ist dieses ganz verschiedene Gebiete umfassende Werk dann, wenn man den Begriff im Sinne des 18. Jahrhunderts als ‚Schrifttum, Gesamtheit des Schrifttums‘ und übergeordnet zur spezifischeren ‚schönen Literatur‘ (literarische Texte in unserem Sinn, Poesie, Dichtung) versteht.⁵² Könnte man dafür auch den Begriff der ‚Weltliteratur‘ anwenden? Zweifellos in dem Sinne, dass Rousseaus Blick weit über die Grenzen der Schweiz und Europas hinausgeht und dass er unter allen Schweizer Autoren und Autorinnen die größte internationale Verbreitung gefunden hat. Doch zugleich wird der aufklärerische Anspruch einer weltweiten Verständigung (‚langue universelle‘) von Rousseau gerade bestritten, die noch beste politische Einheit ist der Kleinstaat, der beste menschliche Zustand findet sich im glücklichen Bei-sich-Sein. Es hängt also alles davon ab, wie der Begriff ‚Weltliteratur‘ präzisiert wird.

Im Wesentlichen hat Goethe diesen Begriff ab 1827⁵³, im Gegenzug zu den nach 1815 forcierten Nationalliteraturen (mit der Identifikation von Nation als Sprachgemeinschaft und Staat), geprägt. Goethe hat damit nicht eine Klassifikation von Texten, sondern einen *Prozess* der Erweiterung im Auge: über die Grenzen von Staat und auch von Europa hinaus. Der Begriff visiert somit einen größeren Orientierungsrahmen des allgemeinen

gab, war mit den Sprachrechten immer das Bewusstsein verbunden, nicht mehr größer werden zu wollen.

51 Vgl. *Écrits sur l'Abbé de Saint-Pierre*. OC. Bd. III. S. 563-682.

52 Vgl. dazu den Artikel „Literatur“ (Klaus Weimar). Hg. Harald Fricke et al. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin: de Gruyter, 2000. Bd. II. S. 443-448.

53 Hendrik Birus hat Goethes Begriff umfassend dargestellt und erläutert in: „Goethes Idee der Weltliteratur. Eine historische Vergegenwärtigung“. Hg. Manfred Schmelting. *Weltliteratur heute. Konzepte und Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1995. S. 5-28. – Der beste Überblick über Goethes eigene Äußerungen zu ‚Weltliteratur‘ findet sich in: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe* [im Folgenden als *HA*]. Hg. Erich Trunz et al. Hamburg: Wegener, 1949-1969. Bd. XII. S. 361-364.

Schrifttums an, über die Grenzen des Nationalen hinaus. Damit bringt Goethe ein Bestreben auf den Punkt, das für sein eigenes Werk stets wegweisend war, das aber nach 1815 – im Gegensatz zur Ausrichtung der *res publica litteraria* im 18. Jahrhundert – offensichtlich nicht mehr als selbstverständlich verstanden wurde. ‚Welt‘ bedeutet hier ‚transnational‘. Entscheidend für Goethes Begriff ist nicht der globale Zugriff im Sinne einer Union oder Totalität, sondern die Öffnung und Selbstbehauptung des Deutschen nach außen, mit Robertson zu sprechen die ‚inter-connectedness‘. Goethe bewertet diese Entwicklung des Schrifttums ambivalent, doch scheint sie unausweichlich, die Parallelen zum Weltmarkt sind allein schon in seiner Wortwahl offensichtlich.⁵⁴

‚Weltliteratur‘ lässt sich aber auch anders verstehen, nämlich als Totalität des weltweiten Schrifttums. Dass sich dabei endlose Fragen der Abgrenzung stellen (etwa was überhaupt zum Schrifttum gehört), versteht sich von selbst, ebenso der sich selbst entwurzelnde Ansatz dieser quasi bibliothekarischen Betrachtungsweise, wie sie Jorge Luis Borges in seiner Fiktion *La biblioteca de Babel* in zwei Varianten (eine Bibliothek aus unendlich vielen Büchern, in der Grundform des Hexagons, ein Buch aus unendlich vielen ganz dünnen Seiten) ad absurdum führt. Historisch belegte Versuche der totalen Erfassung des Schrifttums wie etwa das *Institut international de Bibliographie* nach 1895 von Paul Otlet und Henri La Fontaine mit dem späteren *Mundaneum* sind eindrückliche Zeugen für das letztlich Uferlose in der Vorstellung der Totalität selbst.

Aus der *mise en abyme* dieses umfassenden Begriffs von Weltliteratur ergibt sich unmittelbar seine dritte mögliche Bedeutung als *Kanon*: eine stark eingeschränkte Auswahl von ‚klassischen‘ Texten, welche die völlig ausufernde Textauswahl auf ein zu bewältigendes Maß mit verbindlicher Normwirkung für Aus- und Weiterbildung und als Basis für die allgemeine wissenschaftliche Diskussion reduzieren soll. Im Bereich der Literatur (im engeren Sinn) ist, neben vielen anderen Versuchen, Harold Blooms *Western Canon*⁵⁵ ein gutes Beispiel. Niemand wird bestreiten wollen, dass die von Bloom im Hauptteil behandelten 26 Autoren und Autorinnen es verdienen, gelesen und besprochen zu werden, gleichzeitig ist die persönliche Prägung dieser Liste durch ihren Urheber unverkennbar, allein schon auf

54 Vgl. ebd. S. 362: „Zu einer solchen Vermittlung [des wahrhaft Verdienstlichen, als Globalität] und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.“ (Besprechung von Thomas Carlyles Werk *German Romance*)

55 Vgl. Harold Bloom. *The Western Canon: The Books and School of the Ages*. New York: Harcourt Brace, 1994.

der Basis der Sprachen oder des Geschlechts dieser Autoren (13, genau die Hälfte, Englisch-Amerikanisch, 3 Französisch, 3 Deutsch, 3 Spanisch, 1 Italienisch, 1 Russisch, 1 Norwegisch, 1 Portugiesisch; 4 Frauen, 22 Männer). So vernünftig die Einschränkung auf 26 Namen scheint, als gemeinsame Basis für die Literaturwissenschaft: Bereits ein amerikanischer Kollege von Bloom würde diese 26 Namen bestimmt anders setzen, und Bloom selbst sieht sich in immer weiter ausufernden ergänzenden Listen und Erklärungen gezwungen, seine Auswahl zu erweitern, mit immer weiteren Fragezeichen und Unsicherheiten. Auch mit der vagen Einschränkung auf das *Western* entwächst der globalisierende Anspruch einer nicht nur lokal, sondern auch persönlich bestimmten Perspektive, welche diesem *Western* ihren Stempel aufdrückt. Diese Perspektivität kann man, im Hinblick auf die Totale, als Mangel verstehen, gleichzeitig ist die Einschränkung im Lokalen und Persönlichen durchaus eine Voraussetzung für die künstlerische Qualität einer solchen Auswahl. Und jede Leserin, jeder Leser hat ein volles Recht auf eine eigene Auswahl von tatsächlich gelesenen, von als besonders gut bewerteten und von auf jeden Fall noch zu lesenden Texten, und dieses Recht auf die persönliche Auswahl gehört zweifellos zum Wesen der Literatur. ‚Weltliteratur‘ ist in dieser dritten Bedeutung somit mehr ein Prädikat einer historisch, sozial, lokal oder persönlich geprägten Wertschätzung als einer globalen Norm (die immer auch Widerspruch, gerade von begabten Autorinnen und Autoren hervorrufen wird) – und daneben natürlich auch die marktschreierische Etikette, mit der Verlage und Kommentatoren ihre Bücher anpreisen.

In der vierten Bedeutung meint ‚Weltliteratur‘ nicht etwas Extensives, sich immer weiter Ausdehnendes, sondern im Gegenteil etwas Intensives, Eingeschränktes: Die literarische Darstellung eines bestimmten, möglicherweise ganz kleinen, eingeschränkten Bereichs, der auf diese Weise zu einer ‚Welt‘ für sich wird. Unzähligen ‚kleinen‘ Autorinnen und Autoren ist das gelungen, aber auch bei den ‚großen‘ von Blooms Liste ist die Verdichtung der ‚Welt‘ in einen zeitlich und örtlich bestimmten Ort (z. B. Middlemarch 1829-1832, Dublin 16.6.1904) von ganz entscheidender künstlerischer Bedeutung.

Die Komparatistik tut gut daran, ‚Weltliteratur‘ in allen vier Bedeutungen im Auge zu behalten und sich der totalitären Wirkung eines naiven Begriffs von ‚Weltliteratur‘ zu widersetzen: im Insistieren auf dem Verschiedenen, auf den verschiedenen Sprachen, auf Verstehen und Missverstehen, auf dem Kleinen und Aller kleinsten. Goethes Programm der ‚Weltliteratur‘ im Sinne der ständigen Erweiterung und Überschreitung von Grenzen wird dadurch überhaupt nicht in Frage gestellt: Globalisierung und Lokalisierung bedingen sich wechselseitig.

Weltpoesie

Im Unterschied zur ‚Weltliteratur‘ meint der Begriff der ‚Weltpoesie‘ nicht das gesamte Schrifttum und auch nicht die Literatur im engeren Sinn, sondern die Präsenz und die Tradition poetischer (musikalisch-rhythmischer) Rede, mündlich und auch schriftlich, in allen Sprachen der Welt. Es geht hier nicht um eine Globalisierung, sondern um ein weltweites und zu allen Zeiten vorkommendes Phänomen, mit Robertsons Begriff eine ‚Globalität‘. Goethe umschreibt diese Globalität, an seine Begegnung mit Herder in Straßburg (1770-71) anschließend, in *Dichtung und Wahrheit* (II/10) als eine Gabe für alle Menschen:

Ich ward [durch die Begegnung mit Herder] mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem anderen Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er [Herder] nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Überlieferungen im Elsass aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie gaben das Zeugnis, dass *die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei*, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer.⁵⁶

Hier geht es somit nicht um einen Prozess, sondern ein ubiquitäres Vorkommen: die Dichtung als poetische Kombination von Wort und Musik (Klang, Rhythmus usw.). In einem späteren Zitat (zur serbischen Volksdichtung, 1827) unterstreicht Goethe neben der sozialen Offenheit auch die Ungebundenheit der Weltpoesie in Bezug auf die Überlieferung, ihre unbekümmerte Freiheit gegenüber allen sozialen und kulturellen Normen, als musikalisch-rhythmisches Spiel mit Sprache:

Auffallend musste hiebei sein, dass ein halbbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, dass es eine *allgemeine Weltpoesie* gebe und sich nach Umständen hervortue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiss.⁵⁷

Die bei Rousseau in Bezug auf die Musik gemachte Beobachtung zur ganz verschiedenen Wirkung von Melodien in verschiedenen Kulturen und bei

56 HA. Bd. IX. S. 408 [meine Hervorhebung]. – Vgl. dazu Goethes spätere Äußerungen zur ‚Weltpoesie‘ im Brief an Carl Ludwig Iken vom 23. Februar 1826 und im Gespräch mit Eckermann vom 31. Januar 1827 (beide zitiert nach: Birus. Goethes Idee der Weltliteratur (wie Anm. 53). S. 7f.

57 „Serbische Gedichte“. *Goethes Werke. Weimarer Ausgabe*. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar: Böhlau, 1887-1919. Bd. 41. Abt. II. S. 281-284. Hier S. 283 [meine Hervorhebung].

verschiedenen Menschen (Wahrnehmung als Geräusch oder Wohlklang, unmittelbare Begeisterung – in je verschiedenen Graden) gilt freilich auch hier, sodass die allgemeine Zugänglichkeit der ganz verschiedenen Formen der ‚Weltpoesie‘ in keiner Weise vorausgesetzt werden kann, auch nicht innerhalb einer bestimmten Kultur und zu einer bestimmten Zeit. (Bei Goethe selbst sind im konkreten Fall neben der Begeisterung für die Idee der ‚Weltpoesie‘ durchaus auch Reserven gegenüber der serbischen Volksdichtung spürbar.)

In einem engeren Sinn kann man ‚Weltpoesie‘ als die Bezogenheit großer Dichtung auf andere große Dichtung verstehen, in ganz verschiedenen Erscheinungsweisen: der frühere Dichter als Gestalt des eigenen Gedichtwerks, die Weiterführung einer geschaffenen Gestalt des früheren Dichters, beschwörende Anrufung früherer Dichtung, das offene oder versteckte Zitieren, die Übernahme ganzer Gestaltungspläne usw. – und noch allgemeiner das Weiterleben von Versmaßen, Rhythmen, Klangspielen, Figuren durch alle Zeiten hindurch: „die unverminderte Gegenwärtigkeit auch noch der ältesten Texte“.⁵⁸ Diese Bezogenheit, welche die Poesie wie ein Netz, mit sichtbaren und weniger sichtbaren Fäden zusammenhält, könnte man auch als fünfte Form von ‚Weltliteratur‘ verstehen, die allerdings nicht die ‚Welt‘, auf die sich Politik, Ökonomie, Naturwissenschaften usw. beziehen, abbildet, gestaltet oder bewertet, sondern eine eigene Welt *schafft* (im Sinne der *Poiesis*: das Gedichtete weiter dichten). Diese poetische Welt lässt sich nur aus der künstlerischen Gestaltung entwickeln und verstehen – und nicht etwa aus der Auflistung von Namen, aus Klassifikationen, mit spontanen Wertungen, mit *world publicity* und dergleichen. ‚Weltpoesie‘ ist in erster Linie Sprachkunst im „beweglichsten aller Elemente“⁵⁹, der Luft. Sie geht hervor aus Atem, Stimme, Ton, Sprachmelodie, Figur – und ist gerade in dieser Beweglichkeit: Stimme, die bleibt, Stimme, die über große Räume und Zeiten hinweg zu uns spricht. Es ist die wichtigste Aufgabe der Komparistik, solche Entwicklungen aufzuzeigen und Dichtung in ihrer Eigenständigkeit (formalen Selbstbestimmtheit) zu verteidigen – ohne die restliche Welt zu vergessen.

58 Peter Szondi. „Über philologische Erkenntnis.“ Ders. *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967. S. 9-34. Hier S. 11.

59 In seinem Text über Wilhelm von Humboldts Übersetzungstheorie beschreibt Hans-Jost Frey (vgl. Anm. 7) sehr überzeugend den Weg Humboldts von der Theorie des autonomen Kunstwerks („Einbildungskraft“) über die Übersetzung zur Vergleichenden Sprachwissenschaft, ich bin hier den umgekehrten Weg gegangen.

Die (wegen Corona nicht gehaltene) Nobelpreisrede der Dichterin Louise Glück von 2020⁶⁰ möge abschließend illustrieren, was ‚Weltpoesie‘ in der hier entwickelten Bedeutung ausmacht. Die unerwartete Ehrung brachte Glück in eine heikle Lage, weil sie die weltweite Heraushebung ihrer Person in eine „Art Panik“⁶¹ versetzte und weil sie diese als unangemessen auch für ihre Dichtung empfand. Sie kommt dann aber zu folgendem Schluss: „I believe that in awarding me this prize, the Swedish Academy is choosing to honor the intimate, private voice, which public utterance can sometimes augment or extend, but never replace.“ Um das aufzeigen zu können, helfen ihr zwei Gedichte von William Blake und Emily Dickinson, nebst einem Volkslied (*Swanee River*) und vereinzelter Versen von Shakespeare und T. S. Eliot. Als Kind empfand sie es tatsächlich notwendig, ganz für sich einem bestimmten Gedicht den ersten Preis zuzurechnen: *The Little Black Boy* von Blake siegte in dieser Competition. Sie spürte sich vom gleichzeitig toten und nicht toten Dichter in der *Stimme* als einzelne Person angesprochen, *ausgesondert*:

I felt sure that Blake especially was somehow aware of this event [der Preisverleihung durch das Mädchen], intent on its outcome. I understood he was dead, but I felt he was still alive, since I could hear his voice speaking to me, disguised, but his voice. Speaking, I felt, only to me or especially to me. I felt singled out, privileged; I felt also that it was Blake to whom I aspired to speak, to whom, along with Shakespeare, I was already speaking.⁶²

Diese wechselseitig intime Beziehung verdankt sich der Poesie als musikalischer Rede, dem *Hören der reinen Stimme* auch im Schreiben und Lesen. (Dass auch andere Aspekte dieses Gedichts höchst bedeutsam sind, so etwa die Tatsache, dass Blake durch einen kleinen schwarzen Jungen zum kleinen weißen Mädchen spricht, mit allen politischen Implikationen im Jahr 2020, muss nicht eigens betont werden.) Das Gedicht ist, wie Glück sagt, etwas auf prekäre Weise Intimes, Privates, gerade durch seinen fragilen Status fordert es auf stärkste Weise die Mitwirkung des angesprochenen Du.

„Aber Ehrung durch die Öffentlichkeit“, sagt Glück (und jetzt meint sie den Nobelpreis, als ‚Weltliteratur‘ im publizistisch-sportlichen Sinn), „ist etwas ganz anderes.“⁶³ Der publizistischen Massenverbreitung des Namens setzt sie das Niemand-Gedicht von Emily Dickinson entgegen:

60 Louise Glück. *Nobel Lecture* (online: www.nobelprize.org/prizes/literature/2020/gluck/lecture).

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Ebd.

I'm nobody! Who are you?
 Are you nobody, too?
 Then there's a pair of us — don't tell!
 They'd banish us, you know.

How dreary to be somebody!
 How public, like a frog
 To tell your name the livelong day
 To an admiring bog!⁶⁴

Das lyrische Ich ist ein Nobody, es hat, zum Glück, keinen (berühmten) Namen (mehr) – und das lyrische Du, wie tröstlich, ebenso. Damit sprechen die Gedichte von Dickinson und Glück gerade kein Weltpublikum an (der Sarkasmus in *public* ist bei beiden Dichterinnen unüberhörbar: den lieben langen Tag dasselbe Namengequake im Froschteich), sondern jedes mögliche Du (auch ein vergangenes) für sich allein. In diesem Sinn ist der publizistische, globalisierende Begriff der ‚Weltliteratur‘ der ‚Weltpoesie‘ als Globalität direkt entgegengesetzt, und für die letztere scheint der Begriff des Individuums als Ich und Du und Welt unentbehrlich.

⁶⁴ Ebd. Glück zitiert das Gedicht in der Fassung von Martha Dickinson Bianchi (Boston: Little, Brown & Co., 1924), die sie als Kind gelesen habe und immer noch vorziehe gegenüber den anderen (skandierteren) Versionen.

